

st die Grenze des Verstehens erreicht?", fragt Honno Lehming in ihrem Artikel zum Weltgebetstag. Grenzen sehen sehr verschieden aus, je nachdem, von welcher Seite aus man sie betrachtet. Deshalb sieht für mich die Grenze des Verstehens ganz anders aus als für Frau Lehming. Diese Grenze des Verstehens gibt es nicht deswegen, weil „die Anderen“ im Gegensatz zu den „Christlich-Jüdischen“ (wie Frau Lehming sich und ihre Mitstreiter und Mitstreiterinnen abgekürzt nennt) das Anliegen des christlich-jüdischen Dialogs nicht verstehen würden. Es ist zu einfach, den theologischen (und manchmal auch politischen) Widerspruch gegen die eigene Haltung durch ein Mißverstehen oder ein Garnicht-Verstehen abzutun („man kopiert einfach nicht, was sie wollen“, Lehming, S. 546) und nur für sich differenzierte Argumente zu reklamieren. Die Weltgebetstagskomitees werden aufgrund ihres Umgangs mit der Gebetsordnung aus Palästina ins mindestens halb-rechte Lager abgeschoben, indem man ihnen eine Leugnung der eigenen Schuldgeschichte und eine mangelnde Auseinandersetzung mit Antijudaismus unterstellt. Als „Lippenbekenntnis“ wird diffamiert, daß diese Themen als wichtig für unsere Weiterarbeit benannt wurden. Wer sich die Mühe gemocht hätte, die Weltgebetstagsmateri-

alien der vergangenen Jahre einzubeziehen und neue abzuwarten, wüßte, wie unbegründet solche Unterstellungen sind.

Es stimmt nicht, daß die Katastrophe des Dritten Reiches und die Verwicklungen der Kirchen darin nicht wahrgenommen werden. Vielmehr werden aus der Wahrnehmung andere Konsequenzen gezogen, als Frau Lehming sie formuliert. Die Diffamierung ist der durchschaubare Versuch einer Abwehr von unbequemen Anfragen und kann nicht unwidersprochen hingenommen werden. Aus dieser anderen Sicht heraus folge ich den Grenzlinien sozusagen auf der anderen Seite, ohne alles in dieser Kürze zu Ende führen zu können.

Politische Implikationen im christlich-jüdischen Dialog

Die Grenze des Verstehens ist da erreicht, wo die Partikularität des in Deutschland geführten und sehr wichtigen christlich-jüdischen Dialogs universalistischen Anspruch erhebt. Die Diskussion um die Gefährdung des christlich-jüdischen Dialogs durch die Stimme christlicher Palästinenserinnen macht das deutlich. Wenn der christlich-jüdische Dialog in Deutschland zwischen christlich/deutschen und jüdisch/deutschen bzw. jüdisch/israelischen PartnerInnen geführt wird, dann liegen selbstverständlich die Themen und Kontexte der DialogpartnerInnen in der Aufarbeitung der deutschen Geschichte und der christlichen Theologie. Ich denke, diese Begrenzung ist legitim, weil ein verstärktes Engagement in jedem Bereich zwingt, andere Problembereiche auszuklammern. Die Begrenztheit von Menschen und ihren Kräften im Einsatz um eine ihnen wichtige Sache ist sogar notwendig, um an einem Punkt auch vertieft und gründlich arbeiten zu können. Problematisch wird es dann, wenn daraus der Anspruch erhoben wird, daß damit alles und alle einbezogen seien, wenn z.B. deutsche bzw. westeuropäische/nordamerikanische TheologInnen sich einbilden, für ChristIn-

Ulrike Bechmann
Gespür für
die Leidenden
 Die in der „Jungen Kirche“ (10/93) geäußerte Kritik an der von palästinensischen Frauen vorbereiteten Weltgebetstagsliturgie 1994 sei unangebrachter „Nachhilfeunterricht“ aus dem bequemen deutschen Sessel heraus. Eine Replik auf Hanna Lehming von der Geschäftsführerin des westdeutschen Weltgebetstagskomitees.

nen weltweit sprechen zu können. Da anscheinend (und ich beziehe mich jetzt auf die KritikerInnen, die sich zu Wort gemeldet haben) ein Engagement im christlich-jüdischen Dialog in Deutschland (als religiöser Dialog) gleichzeitig bedeutet hat, bezüglich der Politik Israels eine dort in konservativen Kreisen vorhandene politische Meinung zu vertreten, müssen dann natürlich Irritationen auftauchen, wenn christliche Palästinenserinnen eine eigene Stimme als Christinnen mit einer politisch anderen Option erheben.

Um nicht mißverstanden zu werden: Man kann natürlich auch hier Meinungen vertreten, wie sie in Israel vom Likud-Block oder von ihm nahestehenden Parteien vertreten werden. Problematisch wird es dann, wenn diese Meinung als gültig für „Israel“ erhoben wird, um dann andere Meinungen mit dem Etikett antiisraelisch = anti-jüdisch zu bekämpfen. Man muß nicht die politische Option etwa der israelischen Friedensbewegung vertreten. Dann aber muß man die eigenen Einstellungen als das benennen, was sie sind: die konservative Meinung in Israel, die ein Ende der Besetzung von Westbank, Ostjerusalem und Gazastreifen (ich beschränke mich auf das Palästina-Problem) ablehnt. Die Universalisierung dieser partikularen Option ermöglicht erst entsprechende Rundumschläge und enthebt die Beteiligten gleichzeitig der Notwendigkeit, selbst eine Zukunftsperspektive für die Region jenseits der Fortdauer von Besetzung zu entwerfen, vor allem dann, wenn man die Zwei-Staaten-Lösung bekämpft.

Seit dem 13. September ist es natürlich noch schwieriger, diese Universalisierung konservativer politischer Meinung in Israel aufrechtzuerhalten. Vielleicht ist das einer der wunden Punkte, die die Liturgie getroffen hat.

Entsprechend heftig wird die politische Option mit dem religiösen Vorwurf des Antijudaismus überkleistert, um damit „alte“ Gegner abwehren zu können. Dabei wird übersehen, daß für die christlich-palästinensischen Frauen nicht ein religiöser christlich-jüdischer Dialog im Vordergrund steht, sondern notwendigerweise zunächst ein politischer palästinensisch (christlich und muslimisch)-israelischer Dialog: ein Dialog, der sich um die jeweiligen Lebensverhältnisse und politischen Optionen dreht, ein Dialog, in dem es um die Zukunft, um Fragen wie Wasser, Menschenrechte, Siedlungen, Einreise- oder Ausreisebewilligungen, Bewegungsfreiheit, Absperrung Jerusalems geht. Viele dieser Fragen sind auch noch dem Abkommen nicht geklärt und belasten die Lebensverhältnisse nach wie vor.

Es ist keine Frage, daß ein religiöser christlich-islamisch-jüdischer Dialog auch im Nahen Osten wichtig wäre. Es ist aber vollkommen klar, daß in dem Konflikt nicht die unterschiedlichen Religionen die Ursache sind, sondern politische Konstellationen. Wenn von daher die Menschen in Palästina und Israel im Moment mehr Interesse an einem politischen als an einem religiösen Dialog haben, ist dies weder verwunderlich noch zu verurteilen. Immerhin schaffen sie es (bis auf die Fundamentalisten auf allen Seiten), Politik und Religion in der Konfliktanalyse nicht zu vermengen und das eine fälschlicherweise für das andere auszugeben.

Hermeneutik des Mißtrauens

Ein Argument gegen den Text des Weltgebetstags ist, daß die Palästinenserinnen Israel, also den politischen Gegner, nicht benannt haben. Gleichzeitig wird bedauert, daß die Frauen auch die anderen arabischen Staaten nicht als Gegner benannt haben. Für die Frauen steht die Gegenwart unter der israelischen Besetzung im Mittelpunkt, nicht die Geschichte – was natürlich nicht heißt, daß sie kein Bewußtsein von der eigenen Geschichte hätten. Ich glaube nicht, daß jemand aus Deutschland

Palästinenserinnen erzählen muß, wie Jordanier sie behandelt haben. Die Leute, die dies am eigenen Leib erfahren haben, wissen vermutlich die Vorteile und Nachteile jordanischer Herrschaft selbst abzuschätzen. Nachhilfeunterricht aus dem bequemen Sessel in Deutschland ist völlig unangebracht. Gerade das Nicht Benennen von Israel oder einem anderen am Konflikt beteiligten Staat ermöglicht es, einer einseitigen alleinverantwortlichen Schuldzuweisung zu entgehen.

Die Texte enthalten viele inklusive Formulierungen, also Texte, die allgemein formuliert sind und vieles miteinschließen (beispielsweise „alle Nachbarn“, „alle Menschen in der Region“, „Mütter in Jerusalem“) und so weiter. Die Offenheit dieser semantischen Leerstellen läßt ein doppeltes Eintragen zu. Voraussetzung ist natürlich, daß der Text nicht durch die Brille eines feststehenden Freund-Feind-Schemas gelesen und überhaupt die Möglichkeit in Erwägung gezogen wird, daß Palästinenserinnen zur Differenzierung fähig seien. Diese Offenheit ist sehr arabisch und für arabische Ohren vermutlich auch überdeutlich. Im Text sind die Nachbarn eben nicht nur als Jordanien und Libanon genannt, die „Mütter in Jerusalem“ sind nicht als palästinensische Mütter vereindeutigt etc. Glaubt jemand im Ernst, Palästinenserinnen wäre diese Nähe Israels in der offenen Bezeichnung nicht bewußt?

Die Frauen haben sich für palästinensische Verhältnisse sehr deutlich auf die Seite gestellt, die für eine Aussöhnung, eine Zusammenarbeit und ein friedliches Miteinander mit Israel eintritt. Dies sensibel mitzulesen, setzt voraus, daß man palästinensischen Frauen das zutraut. Da dies im feststehenden Feindbild aber nicht möglich ist, liest man in die positiven Stellen nur Palästinenserinnen hinein, in die negativen nur Israelis. Die Texte werden exklusiv interpretiert und von den GegnerInnen in Deutschland vereindeutigt. Um die Gegnerschaft und das Mißtrauen zu begründen, müssen die Frauen für alle Terroranschläge, für fundamentalistische Gruppen, für die Anschläge einzelner und für all das Schlechte herhalten, das mit Vorliebe beim politischen Gegner immer in den Vordergrund gestellt wird. Daß die Ansprüche der Frauen vielleicht auch legitim sind, ja vielleicht sogar international anerkannt, kann mit dieser politischen Option nicht gesehen werden, weil dann ihr Universalanspruch ins Wanken geriete.

Eingeübt und jährlich praktiziert ist bei den Frauen des Weltgebetstags, die Texte mit einer Hermeneutik des Vertrauens zu lesen, so als wären die fernen Schwestern anwesend.

Passionstradition und Identifikation

Ein Hauptvorwurf ist die mangelnde Sensibilität, die sich in der Verwendung der Passionstexte in bezug auf die Situation der Palästinenserinnen ausdrücke. Die mangelnde Sensibilität wird so definiert, daß die Christinnen in Palästina (die für die ganze Welt schreiben) hätten berücksichtigen müssen, daß die Passionsgeschichte traditionell von christlicher Seite für anti-jüdische Agitation mißbraucht wurde. Daran besteht überhaupt kein Zweifel, nur: Mit der Tatsachenfeststellung und der Benennung der latenten oder offenen Antijudaismen im kirchlichen Kontext ist es nicht getan. Es muß ein verantwortlicher Umgang mit der Passionsgeschichte durchgesetzt werden, der den alten Argumenten für Judenfeindschaft den Boden entzieht. Aber das kann doch nicht heißen, die Passionsgeschichte für ChristInnen zu tabuisieren und sie ihnen als Identifikationsbild für leidende Menschen zu nehmen.

Palästinenserinnen absprechen zu wollen, daß sie im Bild der Passion und Auferstehung Jesu ihre eigene Situation interpretieren, läuft in der Konsequenz darauf hinaus, ihnen die Passionsgeschichte zu verbieten. Dies geschieht, wenn der Vorstand

des Deutschen Koordinierungsrats der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit (DKR) schreibt: „Es ist theologisch unzulässig, wenn sich palästinensische Frauen mit den weinenden Frauen am Weg Jesu identifizieren, und verletzt jüdische Frauen zutiefst.“

Dazu gibt es einen innerchristlichen Klärungsbedarf. Versteht man Identifikation mit biblischen Geschichten historistisch, wie in dieser Stellungnahme, dann steht nicht nur die christliche Auslegungsgeschichte („naive Frömmigkeitsgeschichte“, DKR) zur Disposition. Dann geht nicht nur jeder befreiungstheologische Ansatz verloren, sondern auch jede traditionelle identifikative Umsetzung biblischer Texte in den eigenen Kontext.

Denkt man dies für die Passion konsequent zu Ende, müßte insgesamt ein Verzicht auf die Passionstraditionen gefordert werden. Da dieses aber das Zentrum christlichen Glaubens berührt, kann diese Konsequenz nicht gezogen werden, will man die christliche Identität nicht aufgeben. Denn vermutlich feiern alle KritikerInnen (die „Christlich-jüdischen“) aus dem christlichen Bereich die Kar und Osterliturgien. Andere (in diesem Fall die Palästinenserinnen) sollen Verzicht da üben, wo der eigene Verzicht unmöglich ist. Die eigenen Probleme werden auf andere verlagert und dort verhandelt.

Übrigens: Deutsche oder andere Frauen dürfen sich mit Palästinenserinnen nicht identifizieren, sie dürfen sich nur für sie interessieren (Lehming), damit sie dann all das entdecken, was eigentlich „über“ Palästinenserinnen zu sagen ist. Das hindert aber Frau Lehming nicht, sich mit Israel so zu identifizieren, daß keine andere Identifikationen zugelassen werden. Ich kann das aus der geschichtlichen Entwicklung heraus verstehen, denke aber, daß es für die Menschen in Israel und Palästina für die Zukunft nicht sehr hilfreich ist. Vielleicht weil dies so ist, kann man anderen nicht abnehmen, daß sie es im Prazeß der Weltgebetstags-Vorbereitungen anders versuchen.

Das Offenbarungsverständnis

Dies führt mitten in die Frage, ob nicht die Diskussion auch deshalb so geführt wird, weil das Verständnis von Offenbarung nicht geklärt ist, bzw. ein kritisch-konstruktives Verhältnis zu den biblischen Schriften gewonnen werden muß. So muß der Spagat zwischen der Bibel als normativer Offenbarung und der Erkenntnis, daß in dieser normativen Offenbarung Texte sind, die zu kritisieren sind, auf Dauer wehtun. Das Problem heute ist nicht, daß in christlichen (und auch in jüdischen) frühen Schriften Verurteilungen und Negativurteile über die jeweils andere Religion zu finden sind. Die Frage ist, wie man damit umgeht. Und dieser Umgang erfordert eine kritische Distanz, ein gleichstufiges Verhältnis zwischen Subjekt und Bibeltext, mit dem Recht und der Pflicht, Bibeltexten zu widersprechen, wenn sie hinter dem Anspruch der Reich-Gottes-Verkündigung zurückbleiben. Dies trifft nicht nur auf Texte zu, die Juden diskriminieren, sondern auch auf Texte, die andere überhaupt diskriminieren, auf Texte, die Unterdrückung legitimieren etc. So muß man sich heute zu Recht gegen Texte wehren, die Juden wie andere Völker verachten oder deren Unterdrückung und Niederwerfung rechtfertigen. Aber dann muß diese Auseinandersetzung auch mit jedem einzelnen Text geschehen. Nicht jeder Umgang mit den Passionstexten ist an sich judenfeindlich. Die Frauen aus Palästina haben die ausgesprochen antijüdoistischen Texte vermieden, darauf haben die deutschen Weltgebetstags-Komitees in der Stellungnahme schon Bezug genommen.

Daß ein solches Verhältnis zur Bibel in fundamentalistischen Kreisen nicht akzeptiert ist, kann man sich leicht vorstellen. Daß aber in Kreisen kritischer Theologie nicht auf

diesen verantwortlichen Umgang, sondern nur auf die traurige Wirkungsgeschichte hingewiesen wird, um damit die Stimme von Palästinenserinnen abzuwehren, erschreckt mich.

Theologie nach Auschwitz

Es geht nicht um ein Verschweigen, eine Vermeidung der Auseinandersetzung mit der deutschen Schuldgeschichte am Elend und Tod unzähliger jüdischer und nichtjüdischer Menschen. Diese Auseinandersetzung hat zahllose Frauen geprägt, die sich beim Weltgebetstag engagieren und sich in jedem Jahr gegen Rassismus und Diskriminierung bei uns und in anderen Ländern einsetzen. Es geht um eine Radikalisierung dieser Auseinandersetzung, wie sie in der (auch jüdischen) Theologie nach Auschwitz formuliert worden ist. So verweist auch der jüdische Philosoph und Theologe Y. Amir auf die globale Verantwortung Auschwitz gegenüber, wenn er insbesondere die Befreiungstheologie als christliches Pendant des bereits in der jüdischen Schrifteffekten Widerstandes des Volkes gegen jede Knechtschaft anführt: Denn hier tritt „mit besonderer Deutlichkeit die jüdische Komponente im Glaubenserbe des Christentums in Erscheinung“. (Y. Amir, *Widerstand und jüdischer Glaube*, in: G.B.Ginzel (Hg.), *Auschwitz als Herausforderung für Juden und Christen*, Heidelberg 1980)

Eine Radikalisierung, die aus den Erfahrungen eine Verantwortung in der Hinsicht ableitet, daß es nie wieder Opfer und Leidende geben soll, und zwar nirgendwo. Diese Radikalisierung führt theologisch zu einer Option für die Armen und für die anderen, bindet die Verkündigung Gottes strikt an die Verkündigung eines Gottes der Gerechtigkeit, der auf der Seite der Leidenden steht. Dazu gehört, daß analysiert wird, wer leidet und warum, auf welcher Seite Macht und Ohnmacht liegen. Dies vor allem dann, wenn das Leiden von Menschen nicht individuell bedingt ist, sondern strukturelle Ursachen hat. Macht und Ohnmacht im Verhältnis von Menschen zueinander wechseln tatsächlich, nicht aber die Option für die Leidenden. Wie viele revolutionäre Bewegungen gerieten aus der Ohnmacht in Machtpositionen und wurden selbst unterdrückerisch! Dort, wo Leiden strukturell bedingt ist, sei es durch Besetzung, sei es durch Apartheid, sei es durch gesellschaftliche und ökonomische Strukturen, sei es durch Krieg oder andere Ursachen, müssen diese strukturellen Bedingungen kritisiert werden. Das impliziert nicht eine Unschuldsumsetzung für alle Leidenden: Die Theologie der Befreiung setzt sich nicht für die Armen ein, weil sie es sich durch persönliche Heiligkeit verdient hätten, sondern weil sie Leidende unter ungerechten Strukturen sind und weil ChristInnen in den Leidenden Gott begegnen. Nicht deren Sündhaftigkeit oder Sündlosigkeit wird in den Mittelpunkt gestellt, sondern ihre aktuelle Leidenssituation (vgl. Jesu Einsatz für die Ehebrecherin). Ein Mitgehen mit diesen Leidenden, ihre Begleitung im Gebet, der Einsatz für die Beendigung ihres Leidens sind die geforderten Haltungen – und zwar ohne Ansehen der Person und ihrer Religion. Insofern läßt sich schon eine besondere Verantwortung ableiten, nicht für jedes Erdenvolk, wie Frau Lehming meint, sondern für alle Leidenden.

Auch israelische Frauen leiden – wer würde das absprechen? Aber wenn ihre Angehörigen ermordet werden, hat das ursächlich mit den Strukturen des Konflikts und seiner Gewaltspirale zu tun. Wer hier nicht analysiert, verlängert die Gewaltverhältnisse, die zu Gegengewalt führen, und unterbricht den Teufelskreis nicht. Das haben die vielen israelischen Frauen- und Friedensgruppen erkannt, die nach innen demonstrieren und für eine Beendigung der Besetzung plädieren. Es ist nicht zu übersehen, daß hier der Konflikt mit seiner Gewaltgeschichte, in der beide Beteiligte in den

verschiedenen Perioden der Auseinandersetzung in unterschiedlichen Ohnmachtspositionen waren, die Tragik des Ganzen ausmacht. Die Zukunft verbaut, wer auf Dauer nur eine tragische Seite wahrnehmen will. Die Betroffenen selbst sind viel weiter – das hat auch das Verhandlungsergebnis gezeigt.

Ganz anders die Konzeption von Frau Lehming, die in dem Satz deutlich wird: „Christen und Christinnen hierzulande müssen wohl begreifen, daß es – auch derartiger Manöver wegen – monchem in Israel nach wie vor schwer fällt, uns Deutschen die Wendung um 180 Grad abzunehmen.“ Ich finde diesen Satz sehr bezeichnend, denn er mocht den unterschiedlichen Zugang zum Thema deutlich. Eine Wende um 180 Grad bezieht keinen neuen Standpunkt, sondern dreht den alten von minus nach plus! Ein solche Wende analysiert nicht neu, auf welchem Kontext und Hintergrund, auf welcher Basisvorstellung Theologie und Politik getrieben werden. Man läßt, mathematisch gesprochen, die Klammer stehen und ändert nur das Vorzeichen. Das, was vorher verteufelt wurde, wird jetzt divinisiert und gleichzeitig tabuisiert. Weder das eine noch das andere ist ein angemessener Umgang miteinander. Es ist klar, daß nach der Shoah ein sensibler Umgang der ChristInnen mit dem Judentum erforderlich ist. Ich zweifle aber daran, daß Sensibilität nur heißen kann, sich in einer Gegenreaktion um 180 Grad zu drehen. Gerade um einer tiefgreifenden und in die Zukunft weisenden Revision der jüdisch-christlichen Begegnung willen wäre mir das zu wenig. Es ist dann wirklich vielleicht nur eine Frage der Zeit, bis das geänderte Vorzeichen von plus wieder einmal in minus kippt. Ich kann die Skepsis gegenüber einer reinen 180 Grad-Wende gut verstehen.

Mangelnde Sensibilität: Feindbild Islam

Der christlich-jüdische Dialog führt ein interreligiöses Gespräch, das die Gleichrangigkeit und Gleichwertigkeit verschiedener Religionen voraussetzt. Die lange Geschichte christlichen Exklusivitätsanspruches hat im christlich-jüdischen Dialog zu einer neuen Rückkehr zu den alttestamentlichen Texten als unverzichtbarer Bestandteil christlichen Glaubens geführt. Die Wurzeln wurden neu entdeckt und in ihrem Bezug zum gegenwärtigen Judentum begriffen. Damit wurde zugleich eine neue Basis der interreligiösen Beziehung zwischen Judentum und Christentum erreicht: in tiefgreifender Anerkennung und in gegenseitiger Solidarität. Ich plädiere dafür, daß diese Lernerfahrung nicht exklusive, sondern exemplarische Bedeutung hat. Im Bezug auf die gleichen Texte lernen Juden wie Christen, wie sie miteinander und mit allen Menschen und Völkern umzugehen haben: in tiefgreifender Anerkennung und Solidarität.

Die Reduktion auf eine jüdisch-christliche Exklusivität gegenüber allen anderen ist der falsche Weg. Wenn wir nicht zu einem Schutz- und Schätzverhalten gegenüber allen Religionen kommen, haben wir tatsächlich nichts gelernt. Nur aus einem exklusiven Verständnis heraus erklärt sich die für mich erschreckende mangelnde Sensibilität gegenüber dem Islam.

Diejenigen, die sich im Verhältnis von Christentum-Judentum um Differenzierung bemühen, die wirklich höchst notwendig ist, beziehen diese Sensibilität nicht auf andere Bereiche. Die Fähigkeit zur Sensibilität und Differenzierung scheint damit erschöpft zu sein. Wie anders soll man es erklären, daß über die Menschen der anderen Seiten nicht nur undifferenziert, sondern sogar mit rassistischen Anklängen geredet wird? Wie anders soll man es verstehen, daß die AraberInnen der Nachbarländer nur noch als „labile Massen“ wahrgenommen werden? Wie kann es sein, daß eine Gruppe, die sich um einen – wenn auch begrenzten – interreligiösen Dialog

bemüht, andere Religionen, wie in diesem Konflikt bevorzugt den Islam, nur in ihren fundamentalistischen Strömungen wahrzunehmen weiß und das neue Feindbild Islam kräftig mitmolt, weil es politisch so gut paßt? Wie kommt es, daß Menschen, die im Zuhören und Hinhören, im Wahrnehmen anderer Positionen geübt sein müßten, den Palästinenserinnen nicht zuhören? Und dies auch noch mit der entlarvenden Begründung, daß sie uns nicht naheständen? Genau dies war doch der Fehler weiter Teile der Kirchen: Sie hoben nur den ihnen Nahestehenden geholfen. Nicht die Nähe, sondern das Leiden muß die Solidarität begründen! Auf diesem Hintergrund ist es geradezu absurd, das Thema der palästinensischen Frauen „Go, see and act“ mit „veni, vidi, vici“ zu assoziieren. Da hilft auch das Fragezeichen nichts, um das dahinter stehende Feindbild zu vertuschen. Das Thema, das von asiatischen Frauen dem Internationalen WGT-Komitee vorgeschlagen und in einem langen Prozeß am Ende der palästinensischen Liturgie zugeordnet wurde, handelt von der Verantwortung, die Frauen zunehmend in den unterschiedlichen Gesellschaften übernehmen müssen, und soll sie dazu ermutigen. Ein Blick auf die gewählten Texte zeigt, daß es den Palästinenserinnen in der Wahl der Bibeltexte auch darum ging, das Handeln von Frauen bei der Passion Jesu und seiner Auferstehung zu benennen.

Viele KritikerInnen aus dem christlich-jüdischen Dialog nehmen den Palästinenserinnen nicht ab, daß nicht der Islam und das Palästinenserin-Sein, sondern die Besetzung ihr wichtigstes und drängendstes Anliegen ist. Sie sprechen ihnen ab, daß sie ihre Wirklichkeit beschrieben hätten. Wieso können diese Leute die Situation von Frauen innerhalb der islamischen Gesellschaft nur als patriarchal geprägt wahrnehmen (als ob es nicht auch unsere wäre) und dies von sich aus als das Hauptproblem den Frauen dort aufdrängen? Mit Recht wehren sich in den feministischen Diskussionen die arabischen Frauen seit langem dagegen, daß Europäerinnen ihnen vorschreiben wollen, wie ihr Emanzipationsprozeß auszusehen habe und definieren wollen, worunter arabische Frauen leiden. Sie betrachten eine solche Bevormundung als Verlängerung der Kolonialgeschichte. Die Definition von Problemen der Palästinenserinnen durch Frau Lehming, die Fremdsicht, die zur eigentlichen Sicht erklärt wird und wunderschön ins Feindbild paßt, liegen genau auf dieser Linie.

Gerade die eigene Geschichte der Schuldverstrickung mochte Frauen noch dem Zweiten Weltkrieg sensibel: Mit Gespür dafür, daß Frauen in fast jeder Gesellschaft und fast allen Situationen zu den Unterprivilegierten gehören; daß Menschen aus anderen Völkern unter Ausbeutung, Unterdrückung etc. leiden und dieses Leiden ernstgenommen und gehört werden muß. In jedem Jahr ist der Weltgebetstag die Stimme von Stimmlosen. Diese Stimme nicht zu verfälschen und sich mit ihr auseinanderzusetzen, nehmen Frauen, die Weltgebetstag feiern, sehr ernst. Die Herausforderung stellt sich uns in jedem Jahr, nicht nur in diesem, auch wenn es sonst weniger wahrgenommen wird. Daß besondere Sorgfalt in diesem Jahr erforderlich ist, stellt niemand in Frage. Daß die Frauen diese Sorgfalt aufbringen können und werden, daran zweifeln wir nicht.

Dr. Ulrike Bechmann, Deutsches Weltgebetstag-Komitee (West), Postfach 1240, 90544 Stein